

Marcus S. Theis

Echo der Kirschblüten

Originalausgabe – Erstdruck

~**Leseprobe**~

Marcus S. Theis

**ECHO DER
KIRSCHBLÜTEN**

Roman

Schardt Verlag

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in Der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Titelbild: *Tänzerin / photocase.de

Die Handlung und alle Personen des Textes sind frei erfunden. Alle möglichen Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Vorgängen oder Ereignissen bzw. mit lebenden oder gestorbenen Personen sind rein zufällig.

1. Auflage 2019

Copyright © by
Schardt Verlag
Metzer Straße 10 A
26121 Oldenburg
Tel.: 0441-21 77 92 87
Fax: 0441-21 77 92 86
E-Mail: kontakt@schardtverlag.de
www.schardtverlag.de

ISBN 978-3-96152-204-0



Orientierungskarte (nicht form- und maßstabstreu)

Kapitel 1

Grell schimmert der Mond durch das hohe Fenster über seinem Bett, während draußen ein schwacher Wind pfeift. Amanaki kann keine Ruhe finden. Seine Gedanken plagen ihn und halten ihn wach. Schon immer war es so, doch verstehen wird er es wohl nie.

Seufzend richtet er sich auf, so dass sein langer Schatten auf die fotobedeckte Zimmerwand fällt. Für einen Moment wühlt er in seiner Nachttischschublade nach seiner Taschenlampe und knipst sie an. Den Lichtkegel lässt er langsam die Wand entlangwandern. Dabei verharren seine Augen lange auf den Fotos, die ihn mit Freunden und seiner Familie zeigen. Auf jedem sieht er so glücklich aus ... als hätte er keinerlei Sorgen. Nein, es sieht nicht nur danach aus, es war auch immer so. Dennoch sitzt er wieder hier und kann nicht schlafen. Amanaki schaltet die Taschenlampe aus und wischt sich mit beiden Händen durch sein Gesicht. Was ist nur los mit ihm? Wieso lässt sich dieses Gefühl, diese Stimme in seinem Kopf nicht abschalten? Schlimmer noch: Je länger er versucht, nicht hinzuhören, desto lauter wird sie. Mittlerweile schreit sie ihn an, endlich wegzugehen.

Dann fällt sein Blick auf den Kleiderschrank, in dem seit Monaten ein gepackter Rucksack versteckt in der Ecke steht. Sehnsüchtig vergräbt er Sekunden später sein Gesicht in einem Kissen. Es ergibt keinen Sinn. Er hat keinen Grund, unzufrieden zu sein. Es ist ein bescheuertes Risiko, das nur im Chaos enden kann. Doch kaum hat Amanaki diesen Satz zu Ende gedacht, trifft es ihn wie ein Hammerschlag: Ja, es ist bescheuert, und deswegen muss er es tun. Wenn Vernunft ihn nicht weiterbringt ... was sonst bleibt ihm übrig? Er kann nur das Gegenteil wagen und hoffen, dass es etwas bewirkt. Zum ersten Mal in seinem Leben wird er also unvernünftig sein. Nur so lässt sich diese innere Unruhe vielleicht abstellen. Ungläubig steht Amanaki auf und schüttelt den Kopf. Über Monate sehnte er diesen Moment herbei, doch wer hätte gedacht, dass er diese Entscheidung genau jetzt fällen würde? Es ist beinahe, als ergreife sie ihn zwischen zwei Sekunden aus dem Nichts.

Hektisch beginnt er sich im Halbdunkel umzuziehen, während sich ein Grinsen auf seinem Gesicht breitmacht. Als er fertig ist, greift er nach dem Rucksack, in dem sich auch ein Bündel neuseeländischer Dollar

befindet, und der Taschenlampe, um nervös aus seinem Zimmer zu schleichen. Er wird es tatsächlich tun. Vorsichtig setzt er auf dem Flur einen Schritt vor den anderen, doch die hölzernen Dielen knarren trotzdem bei jeder Bewegung. Amanaki hasst diese alte Villa dafür. Es wäre nicht das erste Mal, dass seine Mutter deswegen aufwacht. Sie hat einen viel zu leichten Schlaf, weshalb er noch vorsichtiger wird. Denn wenn seine Eltern oder seine beiden Schwestern ihn jetzt erwischen, wäre das nicht nur sein Ende, sondern auch das Ende seines Traums. Vermutlich wird er nie wieder den Mut aufbringen. Nie wieder wäre er so entschlossen, wie er es in diesem Moment ist.

Lautlos steigt er die Treppe hinunter, bis er schließlich die letzte Stufe vor dem Erdgeschoss erreicht. Ab hier muss er sich beeilen. Nur ein weiterer Schritt und die Alarmanlage, die für das ganze Erdgeschoss scharf gestellt ist, würde losgehen. Normalerweise wird sie von oben deaktiviert, aber der Schaltkasten hängt im Schlafzimmer seiner Eltern. Er muss die Alarmanlage also bewusst auslösen und zum Schaltkasten im Erdgeschoss rennen, um den Alarm rechtzeitig auszuschalten. Eine Minute wird er dafür Zeit haben.

Amanaki nimmt einmal tief Luft und steigt die letzte Stufe hinab. Am liebsten würde er gleich losrennen, aber er muss aufpassen, nicht zu laut zu sein. Notgedrungen huscht er durch einen der langen Flure zur Hintertür, wo ihm noch 23 Sekunden zur Deaktivierung bleiben. Zitternd tippt er den Code ein, bis ihn das grüne Lämpchen endlich erlöst. Geschafft.

Verhältnismäßig ruhig packt er nun noch einige Vorräte ein und sucht in der Vitrine des kolonialen Esszimmers nach dem Bootsschlüssel. Später wird er ihn brauchen. Dabei fällt ihm ein altes Foto, das ihn mit seiner jüngsten Schwester Tahiri zeigt, in die Hände. Sie strahlt aus ganzem Herzen. Eigentlich wollte er keine Fotos mitnehmen, doch Tahiri war für ihn immer schon etwas Besonderes. Lächelnd steckt er es ein. Anschließend kramt er einen langen, handgeschriebenen Brief aus seinem Rucksack hervor. Es ist ein Abschiedsbrief, voller Entschuldigungen und Flehen. Schon vor Wochen hat er ihn geschrieben, aber irgendwie kam ihm niemals der Gedanke, dass er ihn tatsächlich eines Tages brauchen wird.

Zögernd legt er ihn auf einen kleinen Tisch bei der Hintertür und verlässt nachdenklich das Haus. Erst als hinter ihm die Tür leise ins Schloss fällt, vergisst er jede Vorsicht: In Amanakis Ohren klingt es wie ein Startschuss.

Völlig losgelöst hechtet er im Mondlicht am Pool vorbei und springt mit einem Satz über den hüfthohen Gartenzaun. Es ist eine Abkürzung, die er schon oft genommen hat. Ohne sich einmal umzudrehen, stürmt Amanaki Hals über Kopf den farnbewachsenen Hang hinunter. Gleich zwei Mal verliert er beinahe das Gleichgewicht, während die Zweige der Böschung gegen seine Haut peitschen. Doch Amanaki gelingt es, sich immer wieder aufzufangen. Immerhin erreicht er auf diese Weise in Winde-seile die Küste.

Unten angekommen, stützt er sich keuchend auf seinen Knien ab und betrachtet die Palmwedel, wie sie sanft im kühlen Nachtwind wehen. Das leise Rascheln der Blätter senkt seinen Adrenalinspiegel und lässt ihn innehalten. Amanaki hat dieses Geräusch schon immer geliebt. Er schließt seine Augen. Der Tanz der Blätter vermischt sich dabei mit dem endlosen Rauschen des Pazifiks und lässt ihn wehmütig werden: Wer weiß schon, wann er diese Klänge das nächste Mal hören wird? Gedankenversunken blickt Amanaki zum hölzernen Steg, wo der Segelkatamaran sachte im Wellengang auf und ab schaukelt. Er wird sich noch einen Moment nehmen. Nur für sich, um vernünftig von seiner Heimat Abschied zu nehmen. So viel Zeit muss sein.

Amanaki lässt sich auf den Boden fallen, zieht seine Turnschuhe aus und läuft barfuß über den Strand. Ein letztes Mal soll der vom Tag erwärmte Sand seine Fußabdrücke abzeichnen. Nur sie und der lange Abschiedsbrief werden auf Tahiti zurückbleiben, doch Zweifel regen sich nicht in ihm. Im Gegenteil: Als Amanaki seine Schuhe wieder anzieht und den Segelkatamaran besteigt, schießt eine Euphorie durch seinen Körper, die er bisher nicht kannte. Noch nie war er sich einer Sache so sicher.

Gekonnt löst er die Taue, hisst das Segel und lacht in die Nacht hinein, während das Boot langsam Fahrt aufnimmt. Eigentlich hat er erwartet, dass er spätestens jetzt Panik bekommen und umdrehen würde. Dass er sich zu sehr an sein schönes Leben auf Tahiti klammert, unfähig, die ihm vertraute Welt zu verlassen. Aber er wagt es – endlich wagt er es. So oft malte er sich diesen Schritt, dieses Ziel vor seinem geistigen Auge aus, ohne jemals danach zu greifen. Nun, nach all den Jahren, zerrt er seinen Traum tatsächlich in die Wirklichkeit.

Wie in Trance entfernt er sich von seiner Heimatinsel, ohne zu wissen, was genau ihn erwartet oder was er sich erhofft. Wieder strahlt er. Eigentlich ist es egal, denn dieser Augenblick, dieses Gefühl, das ihn gerade in

eine neue Ungewissheit trägt, wird all das wert sein. Nie wird er es bereuen.

Bereits nach einer Viertelstunde auf See muss Amanaki jedoch einsehen, dass der Wind zu schwach ist, um vernünftig zu segeln. Notgedrungen wirft er den Reservemotor an, der für solche Fälle fest am Heck montiert ist. Wenn der Wind richtig steht, schafft der Segelkatamaran stolze 23 Knoten. Bei diesen Bedingungen wird Amanaki aber niemals ein so hohes Tempo erreichen. Wozu auch? Er hat alle Zeit der Welt. Sein vorläufiges Ziel, die Cook-Inseln, kann er normalerweise binnen 26 Stunden erreichen, und für den Anfang will er nur einige Seemeilen zwischen sich und Tahiti bringen, bevor er im Schutz eines Atolls vor Anker gehen wird. Dann kann er ein wenig schlafen. Noch ist seine Aufregung viel zu groß.

Für einen Moment legt Amanaki den Kopf in den Nacken, um die Sterne zu betrachten, die in ihrer ganzen Pracht auf ihn herableuchten. Schon als Kind hat er gelernt, anhand der Sterne zu navigieren. Sie sind seine Wegweiser hinaus aus dem Paradies, denn er will die gewohnte Perfektion verlassen, wo es nichts Neues mehr für ihn gibt. Wo keine Antworten auf ihn warten.

Als zwei Stunden später der Wind allmählich an Stärke zunimmt und Amanaki das Rattern des Motors nicht mehr ertragen kann, beschließt er, von nun an wieder zu segeln. Es braucht nur einen Handgriff, und das scheppernde Getöse des Motors verstummt. Seelenruhig lauscht er dem wiedereinsetzenden Rauschen und Zischen des Meeres. Es passt so viel besser zu dieser wundervollen Nacht und seinen Gedanken. Während er das Segel abermals hisst, pulsiert die Mischung aus Anspannung und Vorfreude durch seine Adern und lässt ihn wie in einem Traum über das dunkle Meer gleiten. Es ist ein Gefühl, das ihm Gänsehaut bereitet und die nächsten Minuten wie im Flug verstreichen lässt.

Erst ein leises, kaum wahrnehmbares Piepsen lässt Amanaki schließlich aufhorchen. Ein Vogel? Für ein solch zartes Piepsen ist er eigentlich viel zu weit von der Küste entfernt, so dass es nur aus dem Boot kommen kann. Neugierig steigt Amanaki die Stufe zur Kabine hinunter, in der maximal zwei Personen Platz finden. Doch weder bei der kleinen Sitzecke mit Tisch noch bei der gegenüberliegenden kurzen Küchenzeile oder den beiden tiefer im Boot liegenden Schlafnischen wird er fündig. Verwirrt kratzt sich Amanaki am Kopf. Das ist wirklich seltsam. Als er gerade das winzige Bad durchsucht, in dem es nur eine Toilette und ein Waschbecken

gibt, ertönt das Geräusch erneut. Dieses Mal gelingt es Amanaki das Piepsen zu orten: Nicht in der Kabine, sondern an Deck hockt ein kleiner Vogel, der sich verängstigt und völlig durchnässt hinter einem Tau versteckt. Sein saphirblaues Federkleid wird einzig von einem weißen Fleck auf der Brust durchbrochen, der sich bis zur unteren Kopfhälfte erstreckt. Amanaki geht etwas in die Hocke, um den Vogel genauer zu untersuchen. Es ist ein etwa fünfzehn Zentimeter großes Saphirlori-Männchen, und Amanaki bekommt Mitleid mit dem Kleinen, denn ein Flügel ist gebrochen.

„Du armes Ding, was ist denn mit dir passiert?“ Traurig nähert sich Amanaki dem Vogel, der panisch vor ihm zurückschreckt. „Keine Sorge, ich tue dir nichts.“ Er überlegt kurz. „Warte hier, ich bin sofort wieder da!“

Daraufhin steigt Amanaki erneut in die Kabine, um eine Zeitlang in Schubladen zu wühlen. Er will wenigstens versuchen, dem Vogel eine provisorische Schiene anzulegen, aber dafür braucht er Verbandszeug. Unter dem Waschbecken im Bad findet er schließlich einen kleinen Erste-Hilfe-Kasten und breitet ihn auf dem Esstisch aus.

Zunächst wehrt sich das Vögelchen und pickt ihm zweimal in die Hand, als Amanaki es hereinträgt. Irgendwann scheint es aber zu merken, dass Amanaki nur helfen will und wird plötzlich ganz ruhig. Trotz dieser unverhofften Kooperation sitzt die Schiene letztlich mehr schlecht als recht.

„Tut mir leid, Kleiner. Besser kriege ich es nicht hin. Ich bin kein Arzt. Aber warte, ich habe hier was für dich.“

Er zieht etwas Frischwasser in eine Pipette und drückt vor den Augen des kleinen Vogels einige Tropfen heraus. Gierig beginnt dieser zu trinken.

„Du bist ja am Verdursten, was? Schau mal, ich habe noch mehr.“ Vorsichtig zieht er die Pipette erneut auf. „Braves Vögelchen. Aber wie in aller Welt bist du nur auf meinem Boot gelandet?“

Amanaki hält inne, als würde er tatsächlich eine Antwort erwarten. Als bräuchte er die Bestätigung, wirklich nicht zu träumen.

„Ich glaube, ich nenne dich Ari.“ Doch Ari lässt sich nicht vom Trinken ablenken. „Du wirst wohl erst mal mein Gast sein, aber gewöhn dich lieber nicht an mich. Auf den Cook-Inseln bringe ich dich zu einem Tierarzt.“ Er richtet sich wieder auf. „Komm, ich mach es dir bequem.“

Daraufhin beginnt Amanaki aus zerrissenem Toilettenpapier und einem Handtuch ein provisorisches Nest zu bauen. Als er fertig und halbwegs zufrieden ist, setzt er Ari darin ab, der keine Anstalten macht zu fliehen. „Hier lässt es sich warten, hm? Ich komme sofort wieder.“

Rasch geht Amanaki an Deck, um zu überprüfen, ob sich das Boot auch weiterhin auf Kurs befindet. Er muss nur leichte Korrekturen vornehmen, und das eher gemächliche Tempo kommt ihm jetzt sogar entgegen. So kann er sich besser um Ari kümmern. Deshalb steigt er gleich wieder in die Kabine hinunter. „Ich weiß, du stehst eigentlich auf Nektar, aber den habe ich leider nicht da. Mal sehen, was sich machen lässt.“

Einen Moment überlegt Amanaki, bevor er etwas Honig, ein paar Früchte und ein Glas Babynahrung aus seinem Rucksack zieht – alles Dinge, die er selbst sehr gerne isst. Anschließend püriert er von allem ein wenig, bis nur noch ein supziger Brei übrigbleibt. Es scheint die richtige Konsistenz zu sein, und so kann er die Masse mit der Pipette verfüttern. „Schnabel auf!“

Erst mustert Ari die Pipette skeptisch, da er wohl ahnt, dass sie nun etwas anderes enthält. Aber nach dem ersten zögerlichen Versuch isst er den süßen Brei auf und feiert es mit einem fröhlichen Piepsen. Amanaki lächelt stolz.

Wenn er darüber nachdenkt, ist Aris Versorgung vielleicht das Beste, was er seit Langem getan hat. Denn daheim, in seinem polynesischen Paradies, kann er nichts bewegen, nichts erschaffen. Dort muss er weder Prüfungen bestehen, noch gibt es Chancen, zu erkennen, wer er wirklich ist und was diese Welt eigentlich von ihm will. Dort würde er den Rest seines Lebens glücklich sein, ohne zu wissen wieso. Amanaki lässt die Luft aus seiner Lunge entweichen. Es mag vielleicht verrückt sein, aber er tut das Richtige.

Nun muss er sich wieder dem Boot widmen, und etwas Schlaf wird Ari sicherlich guttun. Zügig geht Amanaki also an Deck und segelt noch eine knappe Stunde weiter, bis er langsam müde wird. Mittlerweile ist er weit genug von Tahiti entfernt und hält deshalb die Augen nach einem geeigneten Ankerplatz offen.

Bis hierher wird ihn seine Familie schon nicht verfolgen ... zumindest hofft er es. Immerhin hat er das Lieblingsboot seines Vaters gestohlen, was Grund genug wäre. Leider haben seine Eltern aber mehr Gründe ihn abzufangen. Denn es wirft kein gutes Licht auf die Familie, wenn er als

ältestes Kind und einziger Sohn mit gerade einmal neunzehn Jahren durchbrennt, alle Perspektiven verwirft und in die weite Welt segelt. Bei all dem Reichtum und politischen Einfluss, den seine Familie auf Tahiti besitzt, hätte sich Amanaki jeden Job aussuchen können. Hoffentlich wird der Abschiedsbrief sie überzeugen, ihn ziehen zu lassen. Er betet beinahe dafür.

Ihm bleibt eh keine andere Wahl, als darauf zu vertrauen. Vielleicht werden sie verstehen, warum er ohne Abschied fortgehen musste. Denn ein unangenehmes Gespräch mit ihnen über die Folgen seines Aufbruchs hätte Amanaki niemals überstanden, das wissen sie ganz genau. Seine Eltern und kleinen Schwestern hätten ihn vermutlich nicht zum Bleiben gezwungen, aber sicherlich gebeten oder gar angefleht. Und er, er wäre daraufhin schwach geworden. Amanaki ist noch nie gut darin gewesen, sie zu enttäuschen. Es musste also sein.

Diese Ungewissheit nagt gewaltig an ihm, und Amanaki wird erst mal nicht erfahren, wie sie reagieren, da er sein Handy bewusst zu Hause gelassen hat. Er mochte es sowieso nie, und ein direkter Kontakt zu seiner Familie würde ihn früher oder später sicher zur Umkehr bewegen. Alles, was ihm bleibt, ist, Briefe zu schreiben, um die Sorgen seiner Familie wenigstens etwas zu mildern. Aber selbst das wird ihm schwerfallen, falls er sich jemals dazu durchringt.

Noch ein paar Minuten quält sich Amanaki mit solchen Gedanken und schippert suchend über das Meer. Irgendwann findet er endlich eine geeignete Stelle zum Ankern. Erleichtert holt er das Segel ein und kriecht danach todmüde in sein Bett. Eine Frage schießt ihm aber noch durch den Kopf, die ihn mit einem Lächeln auf den Lippen einschlafen lässt: Was für Träume wohl von nun an auf ihn warten?

Zaghafte kündigen die ersten Sonnenstrahlen den Tag an, als Amanaki in seinem leicht schaukelnden Boot erwacht. Seltsamerweise fühlt er sich erholt, obwohl er nur wenig Schlaf finden konnte. Er sprüht beinahe vor Energie und richtet sich deshalb voller Tatendrang auf. Als Erstes sieht er nach Ari.

Sein kleiner Freund sitzt in dem selbstgebauten Nest und hat sich anscheinend die ganze Nacht nicht bewegt. Zudem atmet Ari ungewöhnlich hektisch. Doch gerade als Amanaki beginnt sich Sorgen zu machen, hüpfte Ari aus seinem Nest und zwitschert lebensfroh. Auch die Atmung

normalisiert sich. Amanaki lässt erleichtert von ihm ab. Bis zu den Cook-Inseln wird Ari es schaffen.

Gut gelaunt öffnet er die Kabinentür und wird für eine Sekunde geblendet, um dann in eine strahlende Welt zu blicken. Das blaue Meer glitzert, und die Sonne, die sich gerade erst vom Horizont lösen konnte, brennt bereits warm. Er nimmt einen tiefen Atemzug, schließt seine Augen und lächelt. Gänsehaut klettert seinen Körper hoch, und seine feinen Nackenhaare stellen sich auf. Es ist ein perfekter Morgen.

Amanaki streift seine Kleidung ab, um in das herrliche Wasser zu springen, das auch das letzte bisschen Müdigkeit aus seinem Körper vertreibt. Er schwimmt ein paar Runden um das Boot und lässt sich ein wenig treiben. Erst als ihm kalt wird, steigt er auf den Katamaran zurück. Wieder an Deck, trocknet er sich unter der warmen Sonne ab. In diesem Licht sieht einfach alles wunderbar aus, denkt er zufrieden.

In aller Ruhe zieht sich Amanaki an und steigt in die Kabine, um Ari zu füttern. Dabei streichelt er über dessen Brustfedern, als wäre es selbstverständlich.

„Bist ja ganz schön zutraulich geworden, was?“

Amanaki setzt den kleinen Vogel vorsichtig auf seine Schulter. Weil Ari es sich gefallen lässt, hüpfert Amanaki mehrmals auf und ab und wackelt gleichzeitig mit den Schultern. Er will sichergehen, dass sein kleiner Freund einen festen Stand hat. Nicht, dass er beim Segeln herunterfällt. Es scheint aber zu gehen.

Mit Ari auf der Schulter isst Amanaki eine Kleinigkeit und geht anschließend ins Bad. Als er dort in den Spiegel blickt, kommt ihm eine Idee. Spontan greift er bei der Küchenseite nach einem Geschirrtuch und knotet es sich um den Kopf. Wieder im Bad, bringt ihn sein Spiegelbild nun richtig zum Lachen. Wie das aussieht! Als wäre er ein Pirat! Kurzerhand zieht Amanaki seine Sofortbildkamera aus dem Rucksack und schießt ein Foto von sich mit Ari. Es rattert nur ein paar Sekunden, bis die Kamera das erste Foto seiner Reise entwickelt hat. Das Bild gefällt Amanaki so gut, dass er es gleich in ein leeres Buch klebt, das er als Reisetagebuch nutzen will.

Vernügt schnappt sich Amanaki ein weiteres Geschirrtuch und malt mit einem schwarzen Filzstift einen grotesken Vogelkopf darauf. Anschließend holt er den Anker ein, um voller Erwartung das Segel mitsamt der lächerlich wirkenden Flagge zu hissen. Auch wenn sie nicht wirklich

im Wind wehen will, ist Amanaki stolz auf sein Werk. Er strahlt über beide Wangen. Wenn ihn jetzt jemand sehen würde, hielte man ihn bestimmt für irre. Doch warum sollte ihn das kümmern? Stattdessen steht Amanaki einfach nur da, im von Gischt durchtränkten Seewind, und fängt fröhlich an zu singen.

„What shall we do with a drunken sailor? What shall we do with a drunken sailor? What shall we do with a drunken sailor? Early in the morning! Hoo-ray and up she rises, Hoo-ray and up she rises, Hoo-ray and up she rises early in the morning!“

Dabei knabbert Ari die ganze Zeit an seinen Haaren. Amanaki mag das Gefühl und lässt ihn gewähren. Zu seinem Glück bläst der Wind mittlerweile kräftig in das Segel, so dass der Bug nun immer zügiger durch das klare Wasser schneidet. Schon morgen dürfte er die Cook-Inseln erreichen, wo er seine Vorräte aufstocken und sich etwas erholen kann. Der Start ist also geglückt. Trotzdem überrascht es Amanaki, dass er sich bereits jetzt merklich anders verhält. Vielleicht ist er doch schon verrückt geworden, wie viele seiner Freunde sicher meinen würden? Aber dann gelingt es ihm, diesen Pessimismus wegzulächeln: Wenn es ihm so viel Freude bereitet, verrückt zu sein, dann will er es auch bleiben.

Kapitel 2

Der Abend zieht langsam die Sonne vom Himmel, als Amanaki mit seinem Segelkatamaran in den kleinen Hafen einfährt. Er freut sich, die Cook-Inseln endlich zu erreichen, auch wenn die Überfahrt nicht allzu lange dauerte. Fester Boden unter den Füßen ist ihm immer noch am liebsten, worüber sich seine Freunde auf Tahiti gerne lustig gemacht haben. Selbst beim Surfen, dem alten polynesischen Königssport, hat er sich unglaublich unbeholfen angestellt. Immerhin kann er gut schwimmen. Was seine Freunde jetzt wohl gerade tun? Ein wenig traurig blickt er in die Ferne. Er wird sie schrecklich vermissen, aber es gibt kein Zurück mehr.

In Windeseile hüpft Amanaki vom Boot auf den Steg und zurrt die Taue fest. Danach geht er mit Aris Zwitschern in den Ohren zum Hafenmeister, um einige Formalitäten zu erledigen. Es dauert zum Glück nur zehn Minuten, bis alles geklärt ist, und der freundliche Mann gibt ihm sogar noch einige Tipps für seinen kurzen Aufenthalt. Dankend verabschiedet sich Amanaki und spaziert daraufhin den Steg entlang.

Für einen Tierarztbesuch ist es leider schon zu spät, und auch die Vorräte wird Amanaki größtenteils erst Morgen aufstocken können. Da ihm also nichts weiter zu tun bleibt, will er sich ein wenig die Beine vertreten und vielleicht eine Kleinigkeit essen. Mit hinter dem Kopf verschränkten Armen sieht er sich um.

Rarotonga ist wie Tahiti eine typische pazifische Vulkaninsel, auf der eine zentrale Bergkette immerhin einige hundert Meter hochragt. Verglichen mit seiner Heimat wirkt die Insel aber geradezu mickrig, so dass es nicht allzu lange dauern dürfte, sie zu erkunden. Daran hat Amanaki allerdings kein Interesse. So schlendert er verträumt durch den kleinen Ort, während Ari energisch an seiner Schiene knabbert und die irritierten Blicke der Anwohner auf sich zieht.

Irgendwann lockt Amanaki der Geruch eines Barbecue-Standes an, wo ihm eine freundliche Anwohnerin etwas gegrillten Fisch anbietet. Er legt eine Hand auf seinen Bauch, in der Hoffnung er würde wie in einer Zeichentrickserie zu knurren beginnen. Er könnte schon etwas vertragen und nimmt deshalb dankend den Fisch an. Das zarte Fleisch zerfällt in seinem Mund und schmeckt wirklich ausgezeichnet. Allein dafür hat sich der Spaziergang gelohnt.

Als er zurück zum Boot gehen will, fällt ihm ein alter Mann am stauigen Wegesrand auf. Er trägt einen ausgefransten Strohhut, und mit seinen knochigen Händen bietet der Alte überreife Brotbaumfrüchte an, die nicht besonders appetitlich aussehen. Vermutlich hat er den ganzen Tag noch keine einzige Frucht verkauft. Amanaki bekommt richtig Mitleid, und ohne weiter darüber nachzudenken, tragen seine Beine ihn dorthin.

„Brotbaumfrüchte gefällig, junger Mann? Kosten nur zwei Dollar das Stück“, ruft ihm der Alte entgegen.

Zwei Cook-Inseln-Dollar sind eigentlich viel zu viel, aber Amanaki verspürt immer noch etwas Appetit, und in den Augen des alten Mannes liegt ein freundlicher, einnehmender Glanz, der ihn schwach werden lässt.

„Ich habe leider nur neuseeländische Dollar. Geht das auch?“

Der alte Mann nickt freundlich.

„Selbstverständlich, wie überall hier.“

„Dann nehme ich eine. Können Sie mir die Frucht noch öffnen? Ich möchte sie sofort essen.“

„Aber natürlich.“ Der alte Mann lächelt und mit einem Messer öffnet er gekonnt die Frucht. Dabei mustert er Amanaki gründlich. „Du bist nicht von hier, oder? Ich habe dich noch nie gesehen.“

Amanaki nimmt die Frucht entgegen und isst einen kleinen Bissen, bevor er antwortet.

„Nein, ich bin nicht von hier. Ich bin nur auf der Durchreise. Übrigens schmeckt die Frucht ausgezeichnet“, lügt er.

Der Alte strahlt so sehr, dass Amanaki seine schlechten Zähne sehen kann.

„Das freut mich. Wohin geht die Reise denn?“

Die Frage erwischt Amanaki auf dem falschen Fuß, denn so richtig weiß er es auch noch nicht.

„Ähm ... erst mal nach Neuseeland. Ich habe hier ein Segelboot vor Anker liegen.“ Er zuckt mit den Schultern. „Wohin es mich danach treibt? Wer weiß das schon.“

Der alte Mann nickt zufrieden.

„Ein Abenteurer also.“

Amanaki schüttelt lächelnd den Kopf.

„Oh nein, ich bin kein Abenteurer.“

„Oh doch, das bist du! Ich kann spüren, dass du große Träume hast. Mir gefällt das. Es gibt zu wenige junge Menschen mit großen Träumen.“

Nun muss Amanaki seinerseits strahlen. Auch wenn er es nicht ganz so sieht, fühlt er sich irgendwie geschmeichelt.

„Na gut, wenn Sie das sagen, mag ich nicht widersprechen.“

Der alte Mann antwortet nicht, sondern öffnet sich ebenfalls eine Brotbaumfrucht.

„Bitte duz mich doch.“ Nach dem ersten Bissen verzieht er das Gesicht. „Und sei ehrlich, die Früchte schmecken doch scheußlich?“

Daraufhin muss Amanaki lachen.

„Also ... ich habe schon Bessere gegessen, viel Bessere. Aber scheußlich würde ich nicht sagen.“

Wortlos legt der Alte seine Frucht zu den anderen zurück.

„Ich weiß deine Aufrichtigkeit zu schätzen. Wie heißt du eigentlich?“

„Ich heiße Amanaki und Sie ... äh, du?“

„Mein Name ist nicht mehr von Interesse. Er wird schon bald vergessen sein.“

Die Antwort findet Amanaki so seltsam, dass ein Hauch von Beklemmung in der Luft liegt. Der Alte scheint es zu bemerken, so dass er schnell das Thema wechselt. „Aber sag mal, Amanaki, wie hast du denn diesen schönen Saphirlori gezähmt? Willst du ihn etwa mit auf dein Abenteuer nehmen?“

„Es ist kein Abenteuer!“, erwidert Amanaki trotzig.

„Rede dir das nur weiter ein“, lächelt der alte Mann. Als Amanaki nicht weiter darauf eingeht, hakt er noch mal nach: „Also, was ist jetzt mit dem Saphirlori?“

„Ach, du meinst Ari?“ Amanaki hatte fast vergessen, dass der kleine Vogel auf seiner Schulter sitzt. „Ich habe ihn beim Segeln verletzt auf meinem Boot gefunden und aufgepäppelt. Ob er zahm ist, weiß ich nicht. Ich denke, er kann nicht mehr fliegen.“ Er hält inne. Will er Ari überhaupt noch weggeben? Eigentlich hat Amanaki sich schon richtig an ihn gewöhnt. „Morgen werde ich ihn erst mal zu einem Tierarzt bringen, dann schauen wir weiter. Vielleicht behalte ich ihn auch.“

Der Alte streckt seine Hand aus und streichelt Ari vorsichtig.

„Wirkt auf mich aber ziemlich zahm.“ Er macht eine Pause. „Ari ...“, murmelt der Alte, während der kleine Saphirlori an dessen knöchigen Fingern knabbert. „*Das freundliche Lied des tiefen Wassers*. Ein schöner und passender Name. Er wird dir sicher ein guter Freund sein.“

„Vielen Dank“, erwidert Amanaki überrascht. „Ich glaube, Sie ..., ich meine, du bist vermutlich der Erste, der mich deswegen nicht für verrückt hält.“

Der alte Mann zeigt vor Vergnügen wieder seine Zähne, auch wenn Amanaki ehrlicher Weise darauf verzichten könnte.

„Man hält dich nicht wegen deines Abenteuers, sondern wegen eines Vogels auf deiner Schulter für verrückt?“

„Es ist kein Aben...“ Der amüsierte Blick des Alten würgt Amanakis Satz ab. „Von mir aus, es ist ein Abenteuer.“

Dabei rollt Amanaki theatralisch die Augen, woraufhin der Alte einmal erfreut in die Hände klatscht.

„Schön, dass du es endlich einsiehst! Vielleicht weißt du noch nicht, wohin du willst, was dich erwartet oder wie genau deine Träume aussehen, aber auf deinem Weg wirst du es herausfinden. Du wirst erkennen, was dir wichtig ist in dieser Welt.“

„Woher willst du das wissen?“, hakt Amanaki eher beiläufig nach.

„Ich weiß es.“

Die Strohhutfransen des Alten wehen sanft im Wind. Amanaki ist ein wenig überwältigt von dieser selbstsicheren Antwort. Dieser mittellose alte Mann hat etwas Faszinierendes an sich, doch Amanaki kann nicht sagen, was es ist. Er muss es herausfinden.

„Und du? Was waren deine Träume, als du noch jung warst? Wurden sie erfüllt?“

Nun lässt sich der Alte auf seinen Klappstuhl sinken.

„Oh, ich hatte wahrlich ein schönes Leben. Voller Fehler und Zweifel, Trauer und Wut. Es hat lange gedauert, aber ich habe verstanden, dass sich am Ende alles zusammenfügt. Was interessieren dich also die vergessenen Träume eines alten Mannes? Ich habe längst Frieden mit mir selbst geschlossen.“ Dann zeigt er direkt auf Amanaki. „Und du hast jetzt schon erreicht, wofür ich Jahrzehnte gebraucht habe. Natürlich wirst du fragen, woher ich das weiß. Nenn es Intuition, nenn es Weisheit des Alters, aber dich umgibt eine Aura, die mich Gutes hoffen lässt. Also lache über die Verwirrung und lebe in die Welt hinein! Denn eines Tages ergibt alles Sinn.“

Amanaki weiß nicht so recht, was er darauf antworten soll. Die Worte des alten Mannes berühren ihn irgendwie, und plötzlich sieht er ihn in einem ganz anderen Licht.

Er ist vielleicht arm, aber dafür reich an etwas viel Wertvollerem. Trotzdem spürt Amanaki das Verlangen ihm zu helfen.

„Aber gibt es denn nichts mehr, was du dir noch wünschst?“

Der alte Mann winkt nur lächelnd ab.

„Nein, ich bin sehr zufrieden. Ich lebe nur noch für meine Enkel. Alles, was ich verdiene, gebe ich ihnen. Einer ist voller Begeisterung dabei, ein kleines Unternehmen namens Eastern Winds zu gründen. Ihr Glück, und natürlich das meiner Töchter, ist alles, was ich zum Leben brauche.“

Amanaki kramt seine Brieftasche hervor.

„Dann lass mich dir helfen, deinen Enkeln zu helfen! Ich brauche es wirklich nicht. Ich bin sozusagen reich.“

Doch der Alte verneint.

„Tut mir leid, so sympathisch du auch bist, ich möchte keine Almosen annehmen. So wie es ist, ist es gut.“

„Aber deine Worte ..., ich weiß nicht, ich fand sie irgendwie unglaublich schön.“

„Das freut mich, aber sie waren ein Geschenk.“

Amanaki nickt bedächtig, doch er kann nicht zurück zum Boot, ohne dem Mann geholfen zu haben. Zum Glück hat er noch eine Idee.

„Da kann man wohl nichts machen. Aber sag mal, steht dein Strohhut eigentlich zum Verkauf?“

Nun wirkt der Alte überrascht.

„Das alte Ding?“ Er nimmt ihn ab, und Amanaki sieht seine leicht gekräuselten, völlig weißen Haare, die nur noch dünn den gesamten Kopf bedecken. „Warum willst du denn meinen Strohhut kaufen?“

„Er gefällt mir einfach. Wie wäre es mit tausend Dollar?“

Sofort wirkt der Alte enttäuscht.

„Du willst mir tausend Dollar für einen zerfransten Strohhut geben? Das sind Almosen.“

Doch Amanaki ist auf diese Antwort vorbereitet.

„Es wären keine Almosen, denn ich werde den Hut jeden Tag auf meiner Reise tragen. Ich brauche eh noch eine Kopfbedeckung, bei der vielen Sonne. Er wird meine Erinnerung an dich sein, und eines Tages bringe ich ihn dir zurück, und dann unterhalten wir uns erneut. Ich will dir berichten, was ich erlebt habe und dir einen Hut voller Erinnerungen übergeben.“ Der Alte zögert noch, also spricht Amanaki weiter. „Wenn das Unternehmen deines Enkels gut läuft, kannst du mir das Geld zurückzahlen, und falls du

ihn mir trotzdem nicht verkaufen willst, werde ich ihn dir einfach wegnehmen. Denn verdammt noch mal, ich will diesen Strohhut!“

Einige Sekunden verstreichen, bis der Alte mit einem Lächeln den Strohhut auf Amanakis Kopf setzt. Er passt perfekt.

„Also gut, du sollst ihn haben. Möge er dir ein ebenso treuer Begleiter sein wie dein kleiner gefiederter Freund.“ Amanaki bedankt sich und plötzlich sieht der Alte sichtlich gerührt aus. „Halte Kurs, Amanaki. Auch wenn du mal kein Land siehst und alles verloren scheint, halte Kurs.“

„Das werde ich.“

Anschließend übergibt er dem Alten das Geld, der sich mehrmals dafür bedankt. Obwohl sie sich gerade erst begegnet sind, ist Amanaki traurig über den Abschied. Er kann es selbst nicht verstehen. Irgendetwas in ihm fühlt sich auf eine unerklärliche Weise mit dem alten Mann verbunden. Als wäre es kein Zufall gewesen, dass sie sich hier und heute getroffen haben.

Auf dem Rückweg, während über ihm die Dunkelheit einsetzt, überschlagen sich seine Gedanken und Emotionen. Immer wieder streicht er nachdenklich über den kratzigen Strohhut, an dem auch Ari Gefallen findet. Die einzelnen ausgefransten Strohhalme sind nämlich besser zum Knabbern geeignet als Amanakis Haare.

Vor sich hin schlendernd, erreicht er sein Boot, um dort sofort an seinem Reisetagebuch weiterzuschreiben. Amanaki will dieses unglaubliche Gefühl, das gerade in ihm pulsiert, nicht verlieren. Für alle Zeiten soll es in diesen Zeilen aufbewahrt werden, denn er wird lange brauchen, um all das zu verarbeiten.

Als er schließlich schlafen geht, ist er zum ersten Mal in seinem Leben mit sich im Reinen, ohne irgendetwas dafür getan zu haben. Zumindest kommt es ihm so vor. Er kann spüren, wie all seine Sorgen und Ängste endgültig davonfliegen. Was kann auch schon passieren?

Am Ende wird alles Sinn ergeben.

Gegen zehn wird Amanaki von den Hafengeräuschen geweckt. Träge reibt er sich den Sand aus den Augen und schaut zu Ari, der längst ungeduldig in seinem Nest auf und ab hüpf.

„Heute wird dir endlich geholfen, kleiner Freund. Ich beeile mich auch.“

Amanaki schlägt die Decke zur Seite und springt mit einem Satz auf. In aller Eile zieht er sich an und frühstückt, um dann mit Ari einen Tierarzt aufzusuchen. Es dauert, bis er eine Praxis findet und noch mal gut zwei Stunden, bis sie endlich an der Reihe sind. Wenigstens verhält sich Ari auch gegenüber der Tierärztin äußerst zahm und lässt sich in aller Ruhe von ihr untersuchen.

„Der Flügel ist gebrochen. Die Idee mit der Schiene war also keine schlechte. Aber die Ausführung, nun ja ...“, sie bemüht sich um ein freundliches Lächeln, „... ist wirklich schlampig.“

„Ich dachte, an der Stelle loben Ärzte einen“, murmelt Amanaki etwas beleidigt.

„Nehmen Sie es nicht persönlich, der Wille zählt. Allerdings scheint hier alles verloren. Dieser Saphirlori wird nie mehr fliegen können, dafür ist der Bruch zu kompliziert. Da Saphirloris ihr ganzes Leben eigentlich nichts anderes machen, würde ich vielleicht ... sein Leid beenden.“

„Sind Sie verrückt? Nein!“, platzt es aus Amanaki heraus.

Erschrocken weicht die Ärztin zurück.

„In Ordnung, wie Sie wollen. Aber billig wird die Behandlung nicht. Ist es Ihnen das wert?“

„Himmel, ja! Tun Sie es bitte, ich habe das Geld!“

Die Ärztin nickt und beginnt das alte, ramponierte Provisorium von Aris Flügel zu lösen, um einen neuen, professionellen Verband anzulegen. Mehrmals versichert sich Amanaki, dass der Verband den Flügel fest fixiert und gleichzeitig auch dem Knabbern widersteht. Erst als er zufrieden ist, bezahlt er die Rechnung und verlässt mit Ari die kleine Praxis. Draußen piepst das Vögelchen wieder fröhlich vor sich hin, was Amanaki unglaublich freut.

„Ich werde dich also behalten, kleiner Freund.“

Amanaki lächelt in sich hinein. Eigentlich hat er auch nie etwas anderes gewollt.

Nun muss er sich aber um die Vorräte kümmern: Treibstoff, Nahrungsmittel, Wasser für die Tanks und diverse Ersatzteile stehen auf seiner Liste. Eben Dinge, die er definitiv für die viertägige Überfahrt nach Neuseeland brauchen wird. Auf dem Ozean kann man nie wissen, was einen erwartet, und da die Gewässer um Neuseeland besonders tückisch sind, will Amanaki für das Schlimmste gewappnet sein. Leider ist nicht alles auf seiner Liste ohne Weiteres aufzutreiben.

Erst am frühen Abend hat er das Nötige besorgt und ist völlig fertig. Doch statt sich auszuruhen, nutzt Amanaki die restliche Zeit, um den Segelkatamaran sorgfältig von unten bis oben zu inspizieren. Als sichergestellt ist, dass alles so funktioniert, wie es soll, lässt er sich zufrieden in die Sitzecke sinken. Das reicht definitiv für heute. Nach einem schnellen Abendessen bereitet sich Amanaki auf die Nacht vor.

Am nächsten Morgen klingelt der Wecker schon um fünf Uhr, denn Amanaki will den kompletten Tag zum Segeln nutzen. Lediglich ein kleines Frühstück gönnt er sich, bevor er erwartungsvoll in See sticht. Dabei sitzt Ari natürlich die ganze Zeit auf seiner Schulter und zwitschert fröhlich in sein Ohr. In den kommenden langen und einsamen Tagen wird sich Amanaki umso mehr freuen, ihn mitgenommen zu haben. Mittlerweile glaubt er, dass es kein Zufall war, dass er Ari gefunden und den alten Mann getroffen hat. Es ist genau das, was er jetzt braucht: einen Begleiter für einsame Stunden und ein Ziel.

Lächelnd fährt Amanaki mit seiner Hand über den kratzigen Strohhut und fragt sich, mit welchen Erinnerungen der Hut zu dem Alten zurückkehren wird.

Und wer der Mensch darunter ist.

Kapitel 3

Unerbittlich läuft Ruby die Zeit davon. Ihnen bleibt höchstens noch ein Angriff, und sie führt den Ball. Sie darf es jetzt nicht vermasseln, nicht so wie vorhin. Mit einem Steilpass aus dem Viertelraum schickt sie ihre Freundin Eleonore die Seitenlinie entlang, um anschließend in den Schusskreis zu sprinten. Ihr Schläger gleitet dabei in rasendem Tempo über den Kunstrasen, während dicker Schweiß von ihrer Stirn tropft. Nur Sekunden später wird der Ball bereits von Eleonore in den Schusskreis hineingeschoben, und irgendwie gelingt es Ruby, ihren Schläger vor die der Verteidigerinnen zu schieben.

Statt jedoch direkt den Torschuss zu suchen, tänzelt sie sich mit einer Drehung frei und schlenzt den Ball mit der Rückhand in die obere linke Ecke. Keine Sekunde später bricht auch schon Jubel aus: Er ist drin.

Es ist der Ausgleich.

Die Schiedsrichterin pfeift augenblicklich ab, so dass alle die Hockeyschläger fallen lassen und zu Ruby rennen. Sie wird umarmt und zu Boden gerissen, bis sich ein großer Haufen der Freude bildet, in dem sie kaum noch atmen kann. Trotzdem ist Ruby glücklich, denn es ist ein wichtiges Unentschieden im Kampf gegen den Abstieg aus der zweiten neuseeländischen Feldhockeyliga. Später in der Umkleidekabine ist die Stimmung dementsprechend ausgelassen. Ein Scherz folgt dem nächsten, und ihre Trainerin muss allerhand über sich ergehen lassen. Erst unter der Dusche glätten sich die Wogen der Aufregung. Ruby bleibt besonders lange unter dem heißen Wasserstrahl stehen, so dass der Großteil ihres Teams die Kabine bereits verlassen hat, als sie fertig ist. Nur Eleonore schenkt Ruby noch Aufmerksamkeit und spricht sie an.

„Hast du Lust, heute Abend mit uns einen zu trinken, Ruby? Wir wollen noch ein wenig feiern.“

Ruby schlüpft gerade in ihre Turnschuhe.

„Ich würde gerne mitkommen, aber ich muss leider arbeiten.“

„Samstagabends?“

„Ich bin doch jetzt Barkeeperin.“ Ruby lacht Eleonore an. „Aber wenn ihr mögt, könnt ihr gerne ins Provedor kommen. Drinks darf ich euch zwar keine ausgeben, aber ich könnte ein paar Bier mittrinken.“

„Ja klar, wieso auch nicht.“ Eleonore blickt fragend zu den beiden anderen, die noch in der Kabine sind. Die sind einverstanden, also wendet sie sich wieder zu Ruby. „Wo ist das Provedor noch gleich?“

„Wenn du die Queen Street hinunter bis zu den Ports of Auckland gehst, musst du einmal links abbiegen. Dann läufst du direkt darauf zu. Man kann es eigentlich gar nicht verfehlen. Die Bar liegt am Wasser.“ Ruby wirft sich ihre Tasche zum Gehen über. „Aber nur wenn ihr auch wirklich wollt! Nicht jeder mag das Provedor. Es ist ziemlich touristisch.“

Doch Eleonore scheint davon unbeeindruckt zu sein.

„Ach was, ich frage die anderen, aber ich denke, die haben damit kein Problem.“

„Okay, ich freu mich drauf! Meine Schicht beginnt um sieben, schreib mir einfach.“

„Alles klar! Bis dann!“

Ruby geht nach draußen und steigt in ihr Auto. Zum Glück wohnt sie nur zehn Minuten entfernt, denn für eine lange Autofahrt hätte sie jetzt keine Nerven mehr.

Daheim schläft Ruby in den drei verbleibenden Stunden noch ein wenig, denn es wird eine lange Nacht werden. Zwar ist sie erst 29, aber trotzdem kann sie nicht wie früher bis vier Uhr morgens wach bleiben und wenige Stunden später die Wohnung wieder verlassen, als wäre nichts gewesen. Im Gegenteil: Der Schlafmangel gleicht am Morgen danach mittlerweile jenem Kater, mit dem man nach einer billigen Flasche Wodka ringt.

Vielleicht war es also dumm, dass sie ausgerechnet Barkeeperin geworden ist. Aber eines hasst Ruby noch mehr als spät ins Bett zu kommen: früh aufzustehen. Das Problem hat sie als Barkeeperin glücklicherweise nicht, und deshalb ist sie auch ziemlich zufrieden mit ihrem neuen Job. Immerhin hat sie jetzt tagsüber Zeit, sich in aller Ruhe ihrer Malerei zu widmen. Vielleicht wird sie eines Tages von ihrem Hobby leben können, wer weiß das schon. Noch wirft ihre Kunst aber viel zu wenig ab.

Nach einer überraschend angenehmen Busfahrt kommt Ruby am frühen Abend beim Provedor an. Sie ist verblüfft, dass bereits einige Leute draußen auf der großen Terrasse stehen. Es ist gerade einmal Oktober und damit Frühlingsanfang. Zwar schmeckt die Luft schon nach dem ersten Sommertag, aber besonders abends und morgens merkt man noch, dass sie erst vor kurzem diesen schrecklich kalten Winter abschütteln konnten.

Drinnen wartet dafür nur ihr Arbeitskollege ganz allein hinter der Bar. Sie plaudern eine Weile, bevor Ruby ihn ablöst. Kurze Zeit später trifft auch ihre Verstärkung für den Abend ein. Während die Bar allmählich immer voller wird, verschlägt es schließlich mit dem Sonnenuntergang alle von draußen nach drinnen.

Um halb zehn betritt Rubys halbes Hockeyteam das Provedor. Nun platzt die Bar endgültig aus allen Nähten.

„Hey, Eleonore! Toll, dass ihr es geschafft habt! Ich bin leider etwas im Stress. Was kann ich euch bringen?“

Die Gruppe tuschelt kurz miteinander.

„Wie wäre es mit acht Export und acht Tequila, Ruby?“

„Ihr seid doch nur zu siebt?“ Doch noch während sie den Satz ausspricht, merkt Ruby es selbst. „Ach so, Nummer acht ist für mich gedacht? Später gerne, aber gerade habe ich echt viel zu viel zu tun.“

„Jetzt komm schon! Die können kurz warten, und außerdem bist du doch nicht allein am Arbeiten!?“

Mit einem Kopfnicken deutet Eleonore zu Rubys Kollegen. Nach kurzem Protest beugt sich Ruby schließlich dem Druck. Hektisch bereitet sie alles vor, um mit den anderen feierlich anstoßen zu können. Dabei brennt der Tequila wie immer ihren Hals hinab, und sie hofft inständig, dass es der einzige für heute bleibt.

„Ey, ich hatte vier Bier und Nachos bestellt!“, ruft ein Gast.

„Kommt sofort.“ Dann wendet sich Ruby wieder zu Eleonore. „Tut mir leid, aber du siehst ja, was hier los ist und wie schnell es unfreundlich wird.“

Eleonore nickt verständnisvoll.

„Schon in Ordnung, mach du erst mal deine Arbeit.“

Die vier Bier öffnet Ruby sofort und stellt sie dem Kerl hin, der, einen Arm auf dem Tresen lehnd, mit einem 20-Dollar-Schein wedelt. Dann streut sie den Käse über die Nachos und schiebt die Schüssel in den kleinen Ofen.

„Eine Minute noch.“

Als sie in der Zwischenzeit einen anderen Gast bedient, fährt plötzlich ein Stechen durch ihren Kopf. Ruby kneift ihre Augen zusammen und fasst sich schmerzverzerrt an die Stirn, um dann sofort weiterzumachen. Während sie die Soßen für die Nachos zubereitet, breitet sich das Stechen

immer weiter aus und wird schließlich zu einem heftigen Pochen. Warum muss sie gerade jetzt Kopfschmerzen bekommen?

Mit geschlossenen Augen hält Ruby sich an der Spüle fest. Im Hintergrund piept der Ofen mehrmals.

„Hey Lady, die Nachos sind fertig!“

„Einen Moment noch.“

Das Pochen schaukelt sich immer weiter hoch und scheint ihren ganzen Körper zu lähmen. Es wird so stark, dass Eleonore auf Rubys Leid aufmerksam wird und sich besorgt bis zum Tresen durchschiebt.

„Alles in Ordnung bei dir?“

Ruby braucht einen Augenblick, um antworten zu können. Dabei bemüht sie sich so heiter wie möglich zu klingen.

„Mir geht es gut, keine Sorge.“

Doch Eleonore scheint zu merken, dass es gelogen ist.

Trotzig löst sich Ruby von der Spüle und geht die zwei Schritte bis zum Ofen. Zwar bekommt sie öfter spontan Migräne, aber die ist bisher immer nach kurzer Zeit verfliegen. Dieses Mal muss sich Ruby mit geschlossenen Augen am Ofen festhalten, um nicht umzufallen. Sie kann regelrecht spüren, wie Eleonores besorgter Blick dabei auf ihr ruht.

„Hallo, die Nachos?! Die sollen nicht kalt werden!“, motzt währenddessen der Kerl im Hintergrund.

Daraufhin lässt Ruby den Ofen los und macht den einen Schritt Richtung Tresen. Sofort bebt ein Grollen durch ihren Körper. Beim nächsten Schritt spürt Ruby nur noch, wie der Schmerz sie übermannt. Vor ihren Augen fällt ein schwarzer Vorhang. Ihre Beine klappen zusammen, und etwas gleitet aus ihrer Hand. Sie hört es zerbrechen und fühlt, wie ihr Körper auf dem klebrigen Boden aufschlägt. Nicht bewusstlos, aber auch nicht wach, gleiten die Eindrücke an ihr vorbei. Reflexionen von Gesichtern tauchen über ihr auf und tragen sie aus einer Wärme in eine Kälte. Dann herrscht eine tiefe Stille. Schließlich nimmt sie nichts mehr wahr. Sie könnte nicht sagen, ob Sekunden oder Stunden vergehen. Das Erste, was sie wieder vernimmt, ist ein ferner Lichtblitz.

Dann ein Windstoß, Kälte, Geräusche.

„Sie kommt wieder zu sich. Schnell! Gib ihr was zu trinken!“

Jemand öffnet ihren Mund, und sie spürt eine Flüssigkeit ihre Kehle hinablaufen. Ganz langsam kehrt ihre Motorik zurück. Die Konturen

werden klarer, bis Ruby schließlich Eleonore zusammen mit ein paar anderen deutlich vor sich erkennen kann. Sie ist wieder bei vollem Bewusstsein.

Zwar pocht der Schmerz noch in ihrem Schädel, aber mit jeder Sekunde verliert er merklich an Kraft.

„Ruby, um Gottes willen! Was ist mit dir!?“

Schwach richtet sie sich etwas auf.

„Keine Sorge, es ist nichts ... ich habe das manchmal. Alles bestens.“

„Alles bestens? Du bist ohnmächtig geworden!“

Doch Ruby will es nicht wahrhaben.

„Nein, ich war nicht ohnmächtig, nur benommen. Das ist ganz normal bei mir.“

Eleonore wirft ihr einen entsetzten Blick zu.

„Ruby, das ist definitiv nicht normal! Du musst zum Arzt gehen und das untersuchen lassen!“

Daraufhin vergeht eine halbe Stunde, in der Ruby verzweifelt versucht, Eleonore vom Gegenteil zu überzeugen, aber es ist zwecklos. Nicht eine Sekunde würde Eleonore sie in Ruhe lassen. Erschöpft verspricht Ruby ihr also, morgen sofort einen Arzttermin zu vereinbaren. Doch es ist gelogen.

Drei Wochen später steht Ruby in dem Atelier, das sie sich mit einigen anderen lokalen Künstlern aus Auckland teilt. Sie ist kurz davor, ein Gemälde zu vollenden: ein fotorealistisches Abbild eines blühenden Kirschblütenbaums in Japan. Schon immer war sie von diesen Blüten fasziniert. Sie sollen Schönheit, Aufbruch und Vergänglichkeit verkörpern, und die Filamente findet sie ausgezeichnet gelungen. Trotzdem ist sie nicht zufrieden mit dem Resultat.

Es liegt nicht einmal an dem eigentlichen Gemälde, sondern an ihr und ihrem Stil. Fotorealismus ist zwar technisch anspruchsvoll, aber es befriedigt Ruby nicht mehr, denn darin lassen sich keine Emotionen, keine Botschaften einbauen. Sie wäre so gerne kreativer, aber immer, wenn sie es versucht, wirkt es irgendwie erzwungen, als wäre es nicht von ihr. Und es gibt nichts Schlimmeres als erzwungene Kunst. So ist sie dazu verdammt, perfekte Kopien der Wirklichkeit zu malen, ohne Raum für Träume, ohne die Möglichkeit, einen Teil von ihr hineinzugeben.

Eine gute Stunde lang gibt Ruby ihrem Bild noch den nötigen Feinschliff, bis plötzlich ein Stechen ihren Kopf durchzieht. Der Schmerz

pocht noch schneller und noch stärker als letztes Mal. Sie wird regelrecht erschlagen. Verzweifelt klammert sich Ruby an den Leinwandständer, doch es ist zu spät. Sie reißt ihn mit sich zu Boden, und Sekunden später wird um Ruby alles schwarz.

Wieder ist es ein Lichtblitz, der als Erstes zu ihr durchdringt. Ganz langsam wacht sie auf und erkennt benommen, dass sie sich in einem Krankenhaus befindet.

„Frau Reynolds, können Sie mich hören?“

Neben ihrem Bett steht ein Arzt.

„Ja, kann ich.“ Sie versucht sich etwas aufzurichten. „Was ist passiert?“

Der Arzt klappt ihre Krankenakte auf.

„Ich bin Dr. Fang, der leitende Neurologe. Sie hatten einen ziemlich heftigen epileptischen Anfall. Sie können von Glück reden, dass Sie so schnell von einer anderen Künstlerin ihres Ateliers gefunden wurden.“

Schlagartig ist Ruby hellwach und blickt den Arzt entsetzt an.

„Einen epileptischen Anfall? Aber wie kann das denn sein? Einfach so aus dem Nichts?“

Dr. Fang kratzt sich am Hinterkopf.

„Das wissen wir leider noch nicht. Wir werden eine Reihe von Tests machen, bevor wir Sie entlassen können. Sie müssen also leider eine Zeitlang hierbleiben.“ Ruby nickt nur, während Dr. Fang fürsorglich weiter spricht. „Sollen wir vielleicht jemanden für Sie anrufen? Ihren Notfallkontakt konnten wir nicht erreichen.“

„Das sind meine Eltern ... Sie starben vor vier Jahren bei einem Auto-unfall.“

„Oh, das tut mir leid, ich wollte nicht ...“

Doch Ruby unterbricht ihn. „Nein, keine Sorge. Es ist nicht Ihre Schuld. Ich hätte längst meinen Notfallkontakt ändern müssen. Haben Sie vielleicht einen Stift?“

Er reicht ihr einen Kugelschreiber und ein Stück Papier, worauf sie die Nummer von Eleonore notiert. Als der Arzt den Zettel entgegennimmt, wendet er sich bereits zum Gehen.

„Ich gebe das sofort weiter. Versuchen Sie etwas zu schlafen.“

Das würde Ruby zwar gerne, aber kaum hat der Arzt das Zimmer verlassen, wird ihr von einer Schwester mehrmals Blut abgenommen. Und dabei bleibt es nicht: Es folgen ein EEG, ein MRT und schließlich ein

Langzeit-EKG, auf deren Ergebnisse sie lange warten muss. Diese Warterei, diese Ungewissheit, sind dabei mit Abstand das Schlimmste und treiben sie beinahe in den Wahnsinn. Doch zum Glück stürmt wenig später Eleonore in ihr Zimmer.

„Mein Gott, Ruby, was machst du denn für Sachen?“

Besorgt umarmt sie Ruby und versucht sie mit Neuigkeiten abzulenken. Und obwohl die Stunden quälend langsam vergehen, wirft Eleonore ihr nicht ein einziges Mal vor, nicht auf sie gehört zu haben. Sie ist einfach nur da und hilft, was Ruby unglaublich rührt, denn allein hätte sie diese Warterei vermutlich nicht durchgestanden.

Erst spät am Abend betritt Dr. Fang wieder ihr Zimmer, sichtlich betrübt, so dass Ruby sofort Panik bekommt.

„Frau Reynolds, die Ergebnisse sind da.“ Er macht eine Pause und atmet tief ein. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen vermitteln soll. Für so etwas gibt es keinen einfachen Weg ...“

„Sagen Sie es einfach!“, faucht Ruby ihn verzweifelt an.

„Es ... es sieht leider nicht gut aus. Sie haben einen aggressiven Gehirntumor. Es tut mir so unendlich leid, aber dessen Druck hat den epileptischen Anfall mit Sicherheit verursacht.“

Ruby wird übel, während der Arzt weiterspricht. Behutsam erklärt er ihr alles Mögliche, doch sie nimmt nur noch Wortfetzen wahr: *Der Tumor sitzt zu tief... Wir können nicht operieren ... Sie haben wahrscheinlich nur noch sechs Monate zu leben.*

Kapitel 4

Der Atem des Kriegsgottes Hachiman weht über das Land. In freudiger Erwartung blicken seine Ahnen stolz auf ihn hinab, angesichts der kommenden Tat. Wer vor dessen Augen seinen Klan beleidigt und entehrt, muss dafür bezahlen, so will es der Kodex der Yakuza. Und er, Isamu, wird das Instrument der Vergeltung sein. Für seine Ahnen und seinen Klan.

Für seinen Oyabun!

Schweigend kniet Isamu vor dem kleinen Tisch im Wohnzimmer und trinkt dabei grünen Tee aus einer alten zeremoniellen Tasse. So lange ist es her, dass er sie das letzte Mal verwendete, doch heute ist ein besonderer Tag. Heute würde er sein Schicksal neu bestimmen. Isamu atmet ruhig ein und kehrt in sich, bevor er ein Stück Bambuspapier hervorholt und andächtig mit der altehrwürdigen Kunst der Kalligraphie beginnt. Mit einem feinen Pinsel malt er behutsam die Schriftzeichen auf das poröse Papier, bis sich sein Todesgedicht schließlich vervollständigt. Es ist perfekt. Mehrmals sagt er es im Schein einer Kerze auf, während Gänsehaut langsam seine Arme emporwandert.

Als das Ritual schließlich abgeschlossen ist, erhebt sich Isamu. Entschlossen tritt er nach draußen, wo ihn nasse, spätherbstliche Kälte empfängt. Nachdenklich raucht er noch eine Zigarette, ehe sein Fahrer auftaucht, der Isamu zu seinem Ziel bringt.

Dort angekommen ist es beinahe schon Mitternacht, und zu seinem Glück verhüllt ein starker Platzregen die kleinen verwinkelten Gassen. Es ist ideales Wetter. Ruhigen Schrittes geht er auf das kleine Restaurant zu, an dem gut sichtbar ein Schild montiert ist: *Kein Service für Yakuza!*

Der Besitzer hatte sich geweigert, es zu entfernen, seinen Oyabun beleidigt und die Schutzgeldzahlungen eingestellt. Ein unerhörter Frevel, eine Ehrverletzung, die gesühnt werden muss.

In einer dunklen Ecke nimmt Isamu ungeduldig hinter einem Getränkeautomaten Stellung, um auf den Restaurantbesitzer zu warten, der gerade sein Lokal schließt. Isamus Herz pocht heftig.

Zwar ist es schon sein zweites Attentat, aber trotzdem ist er so nervös wie beim ersten Mal vor gut zwölf Jahren. Damals war er noch ein junger Mann ohne Erfahrung. Heute ist er immerhin 43 Jahre alt und weiser und

stärker als jemals zuvor. Wenn er sich nur konzentriert, wird es sicherlich ein Kinderspiel werden.

Erneut zündet sich Isamu eine Zigarette an, nimmt tiefe Züge zur Beruhigung, um sie gleich wieder auszutreten. Nicht, dass das Glühen ihn noch verrät. Quälende Minuten verbringt er auf diese Weise gut getarnt im Regen, bis seine Zielperson endlich auftaucht und mit einem Knall die Eingangstür hinter sich schließt. Auch wenn noch ein paar Leute auf den Straßen sind, kann Isamu es wagen. Niemand ist in unmittelbarer Reichweite. Niemand wird seine Rache verhindern können.

Lautlos verschwindet Isamu komplett hinter dem Automaten, so dass er sich nun auf seine Ohren verlassen muss. Dabei krallen sich seine Finger nervös um das Messer. Ganz langsam hört er den Restaurantbesitzer näherkommen. Als die Schritte neben ihm sind, springt Isamu aus seinem Versteck, um den Kopf seines Opfers ruckartig zurückzuziehen. Er versucht dessen Kehle aufzuschlitzen, doch ein Ellenbogenschlag stößt ihn zurück. Panisch reißt sich sein Opfer los, als Isamu ihn mit einem Sprung zu Boden reißt. Gemeinsam schlagen sie auf dem nassen Asphalt auf, und der andere schreit schändlich um Hilfe, statt wie ein Mann zu kämpfen. Sekunden später zerfetzt Isamu seine Brust mit mehreren Stichen. Dabei zischt er ihm ein paar alte Worte ins Ohr: „Wenn die Sonne untergeht, wird uns der Weg lang.“

Ruckartig springt Isamu hoch und blickt auf den mittlerweile regungslosen Restaurantbesitzer. Unter ihm bildet sich eine tiefrote Blutlache. Sicher werden einige Menschen die Schreie gehört haben. Er muss schleunigst hier weg.

So schnell es geht, sprintet Isamu durch verwinkelte Gassen zu dem wartenden Fahrer. Lediglich zwei Menschen kreuzen dabei seinen Weg, ohne Chance ihn zu erkennen oder gar aufzuhalten. Als er völlig außer Atem beim Wagen ankommt, läuft der Motor bereits, und innerhalb von Sekunden verschwinden sie in den Weiten der nächtlichen Stadt. Nach wenigen Minuten sind sie endgültig außer Reichweite und somit vorerst in Sicherheit. Isamu atmet erleichtert auf. Wie beim letzten Mal ging alles unglaublich schnell, und wie beim letzten Mal überschlägt sich sein Herz vor Adrenalin und Freude. Es ist vollbracht. Hachiman wurde besänftigt und die Ehrverletzung seines Oyabuns gerächt. Mit einem Lächeln im Gesicht lässt Isamu sich nach Hause fahren, um daraufhin erschöpft zu seiner Frau in das Futonbett zu steigen. Diese Tat wird seinen Ruhm

mehren. Sein Leben währt vielleicht nur kurz, aber Taten wie diese werden den Namen Isamu Nakamura die Zeiten überdauern lassen.

Am nächsten Morgen wacht Isamu erholt auf. Der Geruch von Reis, Gemüse und gekochtem Lachs lockt ihn ins Esszimmer, wo seine Frau bereits das Frühstück serviert. Zufrieden setzt er sich an den Tisch, und während er seinen Tee genießt, ist er eigentlich bester Laune. Bis seine Tochter das Zimmer betritt.

„Was in aller Welt!“ Er springt auf und greift sie beim Arm, während er mit der anderen Hand durch ihre Haare fährt. Eine riesige blonde Strähne zieht sich durch das Haar der Dreizehnjährigen. „Kannst du mir bitte erklären, was das soll!? Ohne meine Erlaubnis!“

Isamu ist unglaublich wütend, aber nicht seine Tochter, sondern seine Frau antwortet ihm.

„Sei nicht so hart mit ihr. Es ist zurzeit einfach modern.“

Er lässt den Arm seiner Tochter los.

„So, es ist also modern? Dann zeig ich dir mal, was ich davon halte!“

Stampfend eilt er in die Küche und kramt in verschiedenen Schubladen, bis er endlich eine Schere findet. Als seine Tochter das sieht, wird sie panisch.

„Nein, Papa, bitte tue mir das nicht an!“

„Und ob ich das tue!“

Daraufhin rennt seine Tochter in ihr Zimmer und knallt die Tür hinter sich zu. Als er ihr folgen will, hält seine Frau ihn behutsam zurück.

„Bitte lass ihr doch diese Strähne! Mehr will sie doch gar nicht ...“

Isamu holt aus und gibt ihr eine so harte Ohrfeige, dass sie schreiend zu Boden fällt.

„Dich hat keiner gefragt!“

Anschließend prescht er auf das Zimmer seiner Tochter zu. Sie hat einen Schreibtisch vor die Tür geschoben, doch nach einigen Schulterstößen öffnet sich ein schmaler Spalt, sodass Isamu das Zimmer betreten kann. Vor Panik schreit und fleht sie ihn an, aber das ist ihm egal. Er greift sie beim Kopf, um nach zwei Versuchen ein riesiges Loch in ihre Frisur zu schneiden, bis auch das letzte blonde Haar, der letzte Rest dieser Schande, ausgelöscht ist.

Noch immer verärgert lässt Isamu sie weinend im Zimmer zurück und setzt sich anschließend wieder an den Frühstückstisch, als wäre nichts

geschehen. Erst nach einigen Minuten erhebt sich seine Frau wimmernnd vom Fußboden, um mit ihm zu frühstücken. Gerade als er denkt, der Morgen hätte sich wieder beruhigt, klingelt sein Telefon. Es ist einer seiner Yakuza-Brüder, und selbstverständlich geht er ran.

„Ja?“

„Isamu ...“

Ein Moment verstreicht, in dem Isamu vergeblich auf irgendeine Aussage wartet.

„Was gibt es?“, hakt er ungeduldig nach.

Wieder folgt eine ungewöhnlich lange Pause, die Isamu allmählich nervös werden lässt. Schließlich bekommt er eine Antwort.

„Dein Auftrag gestern ... du hast versagt. Der Restaurantbesitzer hat überlebt.“

Die Nachricht trifft ihn mit der Wucht eines Hammerschlags. Ohne ein Wort zu sagen, beendet Isamu den Anruf und legt das Telefon langsam zur Seite. Das kann nicht sein. Das darf einfach nicht sein. Wie konnte er nur versagen? Er hat seinen ganzen Klan in Gefahr gebracht und seinen Oyabun zutiefst enttäuscht.

Minutenlang starrt er in die Leere des Raumes und ignoriert die vielen Nachfragen seiner Frau. In stiller Panik nimmt er eine Dusche. Während das Wasser heiß auf seinen tätowierten Rücken prasselt, denkt er verzweifelt nach, doch eigentlich ist ihm die Antwort klar. Ihm bleibt nur eine einzige Möglichkeit. Kurzerhand ruft er seinen Freund Yusuke an, der ebenfalls Yakuza ist, und erklärt ihm in aller Eile seine Situation. Yusuke bietet ihm ohne Zögern seine Wohnung an, für das, was er nun tun muss.

Unter Herzrasen und voller Selbsthass fährt Isamu zu Yusuke und klingelt nervös. Als sein Freund ihm endlich öffnet, betritt Isamu schweigend die Wohnung und geht direkt ins Wohnzimmer, wo schon alles Nötige bereitliegt. Erst jetzt wendet er sich an Yusuke.

„Wo sind deine Frau und Kinder?“

„Keine Sorge, sie sind weit weg. Du hast also viel Zeit.“ Yusuke blickt ihn kalt an. „Bist du sicher, dass du das tun willst?“

Isamu kniet sich vor den kleinen Tisch, doch dieses Mal wird er keinen Tee trinken. Nein, ein anderes, uraltes Samurai-Ritual wartet auf ihn.

„Ja, es muss sein.“ Er spreizt seine linke Hand auf der Tischplatte. „Reichst du mir bitte das Tantō? Ich will es sofort tun.“

Yusuke nickt und übergibt ihm das äußerst scharfe Messer. Isamu atmet tief ein und sammelt sich, bevor er sich erneut an Yusuke wendet. „Wirst du bezeugen, dass ich das Yubitsume-Ritual richtig durchgeführt habe?“

„Selbstverständlich, mein Freund.“

Nickend setzt er die Klinge unterhalb der zweiten Fingerkuppe seines kleinen Fingers an. Ehrfürchtig starrt er dabei an die Decke.

„Vergebt mir, Oyabun!“

Mit einem Stoß drückt er das Messer nach unten, und sofort schießt Schmerz durch seinen Körper, doch der Knochen ist noch nicht durchtrennt. Isamu will schreien, aber er darf es nicht. Er muss es ertragen oder untergehen. Also drückt er ein weiteres Mal die Klinge auf den Knochen, bis dieser endlich nachgibt und der halbe Finger vor ihm auf der Tischplatte liegt.

Zitternd legt er das blutige Messer zur Seite und betrachtet mit einer Mischung aus Entsetzen und Stolz seine abgetrennte Fingerspitze. Nun ist er wahrlich ein richtiger Yakuza. Während sich der erste Schock allmählich legt, reicht Yusuke ihm bereits Alkohol zur Desinfektion und Verbandszeug, womit er die Blutung des Fingers halbwegs stoppen kann.

„Du hast es geschafft, Isamu. Ich werde unserem Oyabun gleich morgen davon berichten. Er wird dein Ersuchen sicher akzeptieren.“

Trotz des pochenden Schmerzes lächelt Isamu, denn er hat seine Ehre wiederhergestellt. Da er ganz sichergehen will, fragt er, noch schwer atmend, nach dem bereitstehenden Formaldehyd, worin er den abgetrennten Finger eine Zeitlang einlegt.

Als er fertig ist, steckt Isamu seinen Finger zusammen mit einem vorbereiteten Brief in ein kleines Paket, das er Yusuke übergibt. Dank ihm wird es sein Oyabun gleich morgen erhalten. Mehr kann Isamu nicht tun. Das Ritual ist seine einzige Chance auf Vergebung. Wenn es sein muss, würde er auch seine ganze Hand oder sogar sein Leben geben. Denn er selbst ist wertlos.

Ende der Leseprobe.